



Nr. 23.

Posen, den 9. Juni.

1895.

## Prüfungen.

Novelle von Johanna Junk.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

Zu solch' elenden, kalten Phrasen nahm sie ihre Zuflucht, um ihre Gefühlslosigkeit zu verdecken!

Und Hertha hatte noch gestern gefürchtet, daß Wanda ihr den Sterbenden streitig machen wolle! —

Ein Seufzer Bernhard's ließ sie auffahren.

Er saß aufrecht und sah zu ihr hinüber.

„Sind Sie es wirklich, Fräulein Falk? So war es kein Fiebertraum?“

Und er streckte ihr seine abgezehrte Hand hin.

„Still, Doktor Werner; Sie dürfen nicht viel sprechen.“

„Aber wie kommen Sie hierher, und werden Sie hier bleiben?“

„Ja, ich bleibe, bis Sie wiederhergestellt sind; aber nun müssen Sie Medizin nehmen und ruhen.“

Gehorsam folgte er ihrem Befehl. —

Nun schritt die Genesung von Tag zu Tag fort; er schien wie durch ein Wunder gerettet.

Eine Woche später! Die Herbstsonne sandte ihre letzten Strahlen in Bernhard's Krankenzimmer; goldig fiel ihr Schimmer auf Hertha's blondes Haar; sie hatte ihren gewöhnlichen Platz am Fuße des Bettes inne. Unter den halbgeschlossenen Lidern hervor betrachtete Bernhard sie. Wie hübsch sie die einfache Schwestertracht kleidete.

Sie hatte sich verändert, seitdem er sie nicht gesehen, wie ernst und ruhig schauten die braunen Augen und um die Mundwinkel zuckte es dann und wann wie von herbem Schmerz. Seine Braut und dieses Mädchen!

Die Weltkame, die noch nie einen Fuß in ein Krankenhaus gesetzt und dieses thätige, selbstlose Mädchen.

Die tapfere, muthige, kleine Hertha!

Von der anderen Schwester hatte er erfahren, wie aufopfernd sie von Beginn der Cholera an hier gewaltet hatte, und wie die Kranken ihres Lobes voll waren!

„Wie ein helfender Engel der Barmherzigkeit“ war sie ihnen erschienen.

Er dachte darüber nach, wie viel Unrecht er ihr gethan hatte. Nun, da es zu spät war, sah er ein, wie vieler Liebe ihr Herz fähig war. Sie wäre die rechte Helferin, die geeignete Lebensgefährtin für einen Arzt gewesen; bei ihr hätte er Ruhe und Erholung nach seinem mühseligen Beruf finden können.

Nun wars vorbei; sie liebte ihn nicht mehr; sie hatte ihn gepflegt, weil er ihrer bedürftig, weil er hilflos gewesen, er war ihr lieb, wie ein Kranker, wie Alle, die elend sind.

An Wanda dachte er nur mit einem Gefühl der Bitterkeit. Durch ihr kaltes, liebloses Benehmen fühlte er sich so abgestoßen

von ihr; sie so tief unter sich stehend, daß er nur mit Widerwillen an die Zukunft an ihrer Seite dachte. Nein, er würde ihr schreiben und von ihr sein Wort zurückverlangen; lieber einsam bleiben, als eine solche Kette am Fuße schleppen!

„Hertha“, ich möchte gern Schreibutensilien, um meiner Braut von dem Geschehenen Mittheilung zu machen.“

Hertha wurde verlegen.

Sie sollten noch warten, Herr Doktor, bis Sie völlig gesund sind. Auch ist Fräulein Kaufmann nicht mehr in Berlin.“

„Woher wissen Sie das? Also hat sie Ihnen geschrieben?“

Hertha sah ein, daß sie sich verrathen habe.

Aber was sollte sie ihm sagen? Die Wahrheit? Unmöglich. „Ich werde das Nöthige besorgen,“ damit wollte sie, seine Frage umgehend, das Zimmer verlassen. Bernhard war ihre Verlegenheit nicht entgangen; er fühlte, daß sie ihm etwas verschweige.

Sie wollen mir ausweichen, Hertha. Seien Sie doch ehrlich; es gelingt Ihnen schlecht, sich zu verstellen. Sie haben einen Brief von meiner Braut, der mich angeht. Bitte, geben Sie ihn mir.“

Hertha überlegte einen Moment, dann reichte sie ihm das Schreiben. Es war vielleicht für ihn am besten, wenn er's las.

Sie verließ schweigend das Zimmer und ging hinauf in ihr kleines Gemach. Hier setzte sie sich an das Fenster und schaute auf den Hof hinab.

Ihr ganzes Leben zog wieder an ihrem innern Auge vorüber; tief seufzend, stützte sie ihr Gesicht in ihre Hände.

Nach etwa einer Stunde klopfte es; die sie vertretende Schwester meldete ihr, daß Doktor Werner nach ihr verlange.

Sie ging hinunter.

„Vielleicht bleiben Sie noch ein Weilchen bei mir, Schwester Hertha; ich möchte Sie um einen Gefallen bitten!“

„Hertha, es muß mir von der Seele herunter; ich muß mich zu Ihnen aussprechen. Sehen Sie, mir ging es wie jenem Manne, der am Wege einen bunten Glasstein und einen Diamanten fand. Der farbige Glanz des bunten Steines blendete ihn; er hob ihn auf und steckte ihn zu sich, dabei griff er den Diamanten mit. Als er nun zu Hause den bunten Stein in der dunklen Stube herausnahm, da war der trügerische Glanz verschwunden; er sah nur den falschen Stein, der kein eigen Licht hatte, den nur der Schein der Sonne hatte erstrahlen lassen. Den unscheinbaren Diamanten hatte er achtlos in die Ecke geworfen. Wie erstaunte er jedoch, als mit einem Male, von der Stelle her, wo er lag, ein farbig schimmerndes Licht ausbrach. Er trat hinzu, sah den Edelstein und bückte sich, ihn aufzuheben; aber

der Stein glitt ihm an den Fingern ab und fiel in eine Spalte. Da lag er nun und funkelte, und der Mann konnte sich nicht satt sehen an seinem Leuchten.

Wismuthig warf er nun den bunten Stein weg; nachdem er den Edelstein gesehen, verachtete er den unechten. Sie haben mich verstanden, Gertha, und nun bitte, besorgen Sie diesen Brief an Fräulein Kaufmann; ich habe das an Sie gerichtete Schreiben eingefügt, ihr ein paar freundliche Worte für ihre Zukunft geschrieben und den Verlobungsring dazugethan. Sehen Sie mich nicht bittend an, Gertha, ich thue es ruhigen Herzens mit reiflicher Ueberlegung. Meine Liebe hat sie verschertzt. In meinem Herzen hat nur das Bild eines reinen, edlen Mädchens Raum; Ihres, Gertha. Sie Edle, Sie Gute! Können Sie mir verzeihen, daß ich Ihnen einst Leid zugefügt?"

"Ich verzieh Ihnen längst, Bernhard; die Liebe glaubt alles, sie duldet alles, sie hofft alles."

Gertha hatte es leise vor sich hingefagt.

Bernhard's scharfem Ohr war es nicht entgangen.

"Ist's möglich, Gertha, Du liebst mich noch? Du Einzige! Dann kann ja noch alles gut werden; dann hat mein Leben wieder einen Zweck, wenn Du mein sein willst."

"Nein, Bernhard," sagte Gertha traurig aber bestimmt.

"Ich hab' Dich lieb, habe nie aufgehört, Dich zu lieben; aber Dein Weib kann ich nie sein. Damals, als Du mein junges, unberührtes Herz zurückgestoßen, hast Du mir den Glauben an Dich genommen; nun ist's zu spät. Vielleicht liebst Du mich heut wahrhaft; vielleicht ist's aber auch nur eine Regung des Mitleids, die Dich täuscht."

Almosen will ich nicht; dazu bin ich zu stolz! Und weiß ich nicht, ob am Ende nicht wieder Wanda's Bild all das zerstört, was jetzt in Deinem Herzen für mich spricht? Nein, Bernhard, Du hast mir den Glauben genommen; ich habe kein Vertrauen mehr zu Dir. Das junge, unerfahrene Mädchen liebte willig Deinen Worten Gehör; das gereifte Weib zweifelt an dem ehemals Geliebten."

"Du straffst mich hart, Gertha; ich hab's nicht besser um Dich verdient." Bernhard barg sein Gesicht in den Händen.

"Nimm mir nicht alle Hoffnung, Gertha; laß' mich wiederkommen und noch einmal um Dich werben. Laß' das nicht die letzte Unterredung zwischen uns sein!"

"Laß' mich gehen, Bernhard; meine Mission hier ist zu Ende; Tante erwartet mich längst. Leb wohl, und bau Dir ein neues Glück."

Sie beugte sich zu ihm und drückte einen leisen Kuß auf seine Stirn.

"Gertha, Gertha!"

Am nächsten Morgen hatte sie das Krankenhaus verlassen.

\* \* \*

Heiligabend!

Kalt piff der Wind durch die Straßen Berlins; ein Jeder eilte heim in seine Behausung; ist's doch ein Fest der Liebe, ein Fest des freudigen Lebens. Draußen dunkelte es stark. Gertha stand am Fenster bei ihrer Tante und sah auf die Spandauerstraße hinab. Ruhig und friedlich schien es draußen; auf dem nahe gelegenen neuen Markt sah sie wohl hier und dort ein paar Käufer um einen Tannenbaum feilschen.

Ein Tannenbaum! Der Baum der Liebe!

Der Baum, unter dem die Eltern liebenden Herzens die Geschenke für die Kinder bergen.

Warum hatte sie die Eltern entbehren müssen! Wie glücklich diejenigen, die eine Mutter besitzen. Wie dankbar wäre sie gewesen und hätte alles gegeben, was sie an Liebe besaß!

Bernhard, der hätte ihr alles sein können; Vater, Mutter, die ganze Welt ersetzen können!

Wie viel Liebe hatte sie ihm entgegengebracht!

Und er hatte sie damals verrathen. Aber heut', heut' liebte er sie und harrete vielleicht auf ein Wort von ihr, um zu ihr zu eilen!

Vielleicht!

Aber am Ende war er heut' Abend trauriger als sie. Hatten doch die Zeitungen neulich die Verlobung Wanda's mit Graf Bruno von Swiedersky gebracht.

Das stolze Mädchen hatte erreicht, was sie erstrebt; die Bürgerliche war zur Gräfin emporgestiegen; das Geld ihres Vaters dürfte das Wappen des Edlen von Swiedersky in neuem Glanze erstrahlen lassen!

So saß Bernhard vielleicht heut' einsam; traurigen Sinnes an sein untreues Lieb denkend!

Und sie, was würde aus ihr?

Nun, sie fühlte sich stark; sie würde schon mit ihrem Schmerz fertig werden.

Zu Neujahr wollte sie nach Kaiserswerth, um für immer dort zu bleiben. Die Tante hatte schon eingewilligt. Mitten in ihre Betrachtungen hinein, rief sie Frau Böhm.

"Gertha, komm', das Christkind ist da!"

"Gleich Tante", rief diese, und ging der Eintretenden entgegen.

"Wie soll ich dir nur für Alles danken, Tante", sagte sie, ihren Arm um Frau Böhm's Schulter legend.

"Na, laß' nur, Kleine; ich weiß noch garnicht, ob ich mit meinem Geschenk für Dich diesmal das Rechte getroffen habe."

"Ich nehme alles gern aus Deiner Hand, Tante."

"So? Dann geh' nur hinein in die Stube; ich komme Dir nach". Damit schob sie das junge Mädchen in den Saal, in dem der lichtergeschmückte Tannenbaum, mit glitzerndem Schnee bedeckt, prangte.

Gertha trat ein; die Tante nahm sie bei der Hand und schlug den grünen Vorhang, der den Saal vom Speisezimmer trennte, zurück.

"Bernhard, mein Bernhard", jubelte sie und flog in die Arme, die Doktor Werner ihr entgegenstreckte.

"Mein Glück, mein Glück", weiter wußte Bernhard nichts zu sagen; innig preßte er Gertha an sich.

Seligen Glückes voll schauten sie sich in die Augen.

Die Tante war still zur Seite getreten.

"Die Liebe, die hehre, selige Liebe! Glückliche Gertha", murmelte sie.

"Aber wie bist Du denn hierher gekommen, Bernhard?"

"Frage nur die Tante; mein Lieb; die war mit mir im Bunde; sie schrieb mir, daß Du in Kaiserswerth als Schwester eintreten wolltest, und da habe ich mich denn schnell aufgemacht, um zu sehen, ob ich nicht doch vielleicht das Vögelchen für mein Haus einfangen könnte."

"Du lieber, böser Mann Du."

"Meine Gertha, bald mein Weib!"

Hell und klar trug da der Wind die Töne der Singuhr von der Parochialkirche hinüber zu ihnen: "Dies ist der Tag, den Gott gemacht;" jubelnd und dankersüß stimmten die drei Glücklichen ein.

## Am heiligen Nil.

Von Dr. Julius Pasig, Mogilno.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein Ritt in die libysche Wüste.

Wie verabredet, so geschah es. Wenngleich keine Thurmuhr uns die bestimmte Stunde des festgesetzten Rendezvous verkündete — denn in der Khalifensstadt gewöhnt man sich allgemach daran, in dem dröhnenden Kanonenschuß von der Zitabelle herab, der den Wittag anzeigt, den einzigen offiziellen Stundenanzeiger zu erkennen — so trafen wir doch pünktlich um 6 Uhr Morgens zusammen, um unseren verabredeten Ausflug in die libysche Wüste und zu den Pyramiden von Gizeh zu machen. Unsere Gel wurden fast ungeduldig, als wir mit den Treibern noch einige Formalitäten betreffs des Proviant's, des unvermeidlichen „Bakisch" u. a. m. erledigten. So bestiegen wir denn unsere Grauthiere und in munterem Trab ging es dem Nile zu. Wir ritten

über die 400 Meter lange Nilbrücke, durch die Insel Gezireh und über die Brücke eines kleineren Nilarmes; diese Brücke wird „Brücke der Engländer" genannt. Von derselben fährt eine lange schattige Allee nach Bâlak-Dakrur, einer Station der Eisenbahnlinie Alexandrien-Assiut. Wir waren froh, als wir uns unter dem schattigen Laubdach saßen und ließen den Blick über das im üppigsten Grün prangende Fruchtland zu beiden Seiten schweifen. Zum ersten Mal verstand ich hier die landläufige Redensart von der beispiellosen Fruchtbarkeit des Nillandes: noch vor Wochen flutheten hier, wie die stellenweise vorhandenen Wasserkümpel verriethen, die gelblichen Nilwogen, und heute schon erstreuten saftstrotzende Saaten, deren Halme Meterlänge hatten, das staunende Auge. Freilich erinnerte der in gerader Richtung vor uns vom

Fruchtlande sich abhebende graugelbliche, nebelähnliche Streifen an die Beschränktheit des ersteren: dort schon nahm die endlose libyische Wüste, das Bild des Todes, ihren Anfang. Als die Straße eine merkliche Wendung nach Norden machte, traten in unbeschreiblich schöner Gruppierung die drei „großen“ Pyramiden zum ersten Mal in unseren Gesichtskreis, während der Sphinx noch unsichtbar bleibt. Noch eine kurze Wendung des hier durch hohe Mauern vor dem feinen Fluglande geschützten Weges — und wir standen unmittelbar vor der sogenannten „großen“ Pyramide. Nicht weit davon befindet sich ein vierstöckiger Kiosk und etwas entfernter seit neuerer Zeit ein „Mena-House“ benanntes Hotel.

Zweiterlei ist es, was uns, wenn wir unmittelbar vor den Pyramiden stehen, sogleich in die Augen fällt. Zuerst bemerken wir, daß die scheinbar glattflächigen Außenseiten derselben sich nun als sehr ungleichmäßige, von riesigen Blöcken gebildete Stufen, die 1 Meter und darüber hoch sind, darstellen. Dann aber erkennen wir, daß keine einzige der Pyramiden streng genommen, in eine Spitze ausläuft, sondern daß sie alle mehr oder minder abgeplattet sind. Bei der „großen“ Pyramide, der des Chufu, beträgt diese Abplattung zehn Quadratmeter. Beide Eigenthümlichkeiten erklären sich aus den Einwirkungen mehrtausendjähriger Witterungs-Verhältnisse. Nicht nur löste sich infolge derselben jene letzte, die Stufen ausfüllende, mörtelartige Verklebung im Laufe der Zeit los, sondern die ursprüngliche Spitze stumpfte sich zugleich mehr und mehr ab, so daß die Pyramiden von ihrer ursprünglichen Höhe mehr oder minder verloren haben. Dieselbe betrug bei der Chufu-Pyramide (Cheops-Pyramide) 146,52 Meter, (jetzt 137,18 Meter), bei der Chafra 138,44 Meter (jetzt 136,40 Meter), bei der des Menkera 66,4 Meter (jetzt 62 Meter). Uebrigens ermöglichen beide Defekte überhaupt erst ein Besteigen der Pyramiden. Das erkennt man so recht deutlich an der zweiten, der des Chafra, deren oberster Theil, wie schon der Augenschein lehrt, noch von der letzten glatten Hülle überzogen ist und die daher nicht bestiegen werden kann.

Eine Besteigung der Pyramiden — die sogenannten „großen“ wird gewöhnlich dazu gewählt — gewährt einen einzigartigen, seltenen Genuß, denn nirgends in der Welt dürften Leben und Tod, Vergänglichlichkeit und Ewigkeit in so greifbarer, erschütternder Gestalt vor das Menschenauge treten, wie hier, wo der Blick nach Westen zu über die einformige, graugelbe, in ewiges Schwärzen gehüllte Wüste schweift, nach Osten dagegen sich ihm ein wechselfolles Gemäude darbietet, dessen Vordergrund das grüne, üppige Fruchtländchen mit einzelnen hervorragenden Palmengruppen und etwas entfernter der einem Silberfaden gleichende Nilstrom bildet, während Kairo mit dem dasselbe wenig überragenden, etwa 200 Meter hohen Mokattam-Gebirge, dem einformigen Ausläufer der arabischen Wüste, das Gesamtbild wirkungsvoll abschließt. Wer sich übrigens die Mühe des eigenen Hinaufsteigens, bei dem es wegen der hohen Wände und der zwischen ihnen oft unbemerkt gähnenden Spalten der Hilfe einiger Bedienten bedarf, ersparen will, der findet immer einige dieser Wüstensöhne bereit, gegen ein „Kafschisch“ für ihn das Werk zu thun. Unser Begleiter Abdallah, der uns mit sichtbarem Stolz seine Empfehlungsbriefe des verstorbenen Kronprinzen von Oesterreich, der Professoren Schweinfurt, Meier u. a. vorwies, legte den Weg hinauf und zurück, zu dem gewöhnlich 20 bis 30 Minuten gebraucht werden, in der ungläublich kurzen Zeit von 8½ Minuten zurück, und das bei einer Temperatur von 20 Grad R. Wärme im Schatten und strahlender Sonne! Er hatte sich seine drei Franks also buchstäblich „im Schweiß seines Angesichts“ verdient.

Der Sphinx, jenes Ungeheuer mit dahingestrecktem Löwenleib und Menschenkopf, das zweite Wahrzeichen des Pharaonenlandes und nach gewöhnlicher Annahme der gleichen Zeit, nämlich der vierten Dynastie (3124—2840 v. Chr. nach Lepsius) oder gar noch einer früheren Zeit als die drei Pyramiden angehörig, befindet sich ungefähr ¼ Stunde östlich von der zweiten Pyramide und ist gegenwärtig, da der Wüstenand auf allen außer auf der Westseite entfernt worden ist, in einer Vertiefung dahingegen, in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen. Man erkennt sofort, daß, während Hals und Kopf des aus dem lebenden Felsen gehauenen Ungeheuers mit besonderer Kunstfertigkeit bearbeitet wurden, der dahingestreckte Riesenleib nur die allerrohesten Umrisse eines solchen zeigt. Ob die Rücksicht auf die Sandverwehungen, die ja zumeist nur Hals und Haupt hervorragen lassen, oder Mangel an Arbeitskräften, Zeit u. s. w. die Vollendung der Statue hinderte, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist auch die gegenwärtige Freilegung derselben voraussichtlich von nur kurzer Dauer, wenn nicht etwa durch eine Barriere dem andringenden Fluglande ein abwehrender Damm entgegengestellt wird. Was dem Beschauer, der vor dem Gesamtbilde steht, jetzt zunächst ins Auge fällt, das sind neben den riesigen Dimensionen des Ganzen die wunderbaren Proportionen, in denen dieselben gehalten sind, was in Rücksicht auf die Zeit der Entstehung des Standbildes besonders ins Gewicht fällt. Nach Mariette beträgt die Höhe von den liegenden Vorderbeinen bis zum Scheitel 20 Meter, das Ohr ist 1,37 Meter, die Nase 1,70 Meter, der Mund 2,32 Meter groß und das Gesicht mißt in seiner größten Breite 4,15 Meter. Der einstufige Kopfschmuck ist an seinen beiden unteren Enden verstimmt, und braune Spuren an den Schläfen weisen auf eine ursprüngliche Bemalung jedenfalls des Antlitzes hin. Dasselbe muß, ehe es durch die Mameluken, die es als Zielscheibe benutzten und die Nase zertrümmerten, in so vandalischer Weise verstimmt wurde, fast schön zu nennen gewesen sein. Die Pharaonen haben dem Sphinx stets ihre besondere Sorgfalt angedeihen lassen, und was sie dazu veranlaßte, ist leicht einzusehen. Sphinx bedeutet Hüter, Wächter und ist Symbol des Sonnen-gottes Ra von Heliopolis, als dessen sichtbare Verkörperung die Pharaonen galten. Auf diese Bedeutung des Sphinx weist außerdem noch seine Lage hin: das Angesicht dem Osten, der aufgehenden Sonne zugewandt, liegt das

Symbol, welches Löwenstärke mit Menscheneinsicht vereint, hart am Wüsten-saume inmitten der zahlreichen im Sande verwehten Todengrüfte. Als treuer Hüter schützt es das angrenzende Fruchtländchen vor dem Andrängen des alles ertödtenden Fluglandes und verbürgt als Genius des Lichts und des Lebens den in ihren stillen Grüften schlummernden neues Licht und Leben im besseren Jenseits.

Von den Pyramiden drangen wir in westlicher Richtung in die Wüste vor, um das Terrain zu studiren. Es befindet sich einige Stunden westlich von den Pyramiden ein Plateau von Kreidestoff, in dem viele gut erhaltene Verfeinerungen gefunden wurden. Auch in Hinsicht auf die Botanik wurde eine kleine Ausbeute gemacht. Denn die Wüste ist nicht ganz pflanzenlos; im Frühling giebt es sogar in manchen Thälern eine nicht unbebeutende Vegetation. Da giebt es Blumen von allen Farben. Die Wüstenblumen haben lange Wurzeln, mit welchen sie die geringe Feuchtigkeit, die vielleicht in einiger Tiefe im Boden verborgen ist, auffangen. Schon vor Mittag vorüber und wir waren im heißen Sande gewatet. Da zwangen uns Hunger und Durst, uns nach einem Plätzchen umzusehen, welches Schatten genug bieten konnte, um in demselben eine kleine Siesta zu halten. Wir entdeckten einen vollständig isolirten Hügel, auf den wir lossteuerten. Unter einem überhängenden Felsen fanden wir die Höhle eines Schafals. In der Hoffnung, vielleicht dieses Thieres habhaft zu werden, feuerten wir mehrere Schüsse in die Höhle, doch es ließ sich kein Schafal blicken. Vor seinem Loche hielten wir unser Mittagsmahl und die erwünschte Siesta. Nachdem die größte Mittagshitze vorüber war und wir unsere Messer und Becher anstatt mit Wasser mit Sand sauber gewaschen hatten, zogen wir weiter. Wir drangen immer tiefer westwärts in die Wüste hinein, dabei fleißig nach Naturalien suchend. So ging der Nachmittag hin, und ehe wir daran nachten, war die kurze Dämmerung und der Abend da. Nun galt es, ein Nachtlager zu suchen, natürlich unter freiem Himmel. Die Gegend, in welcher wir uns befanden, war so eben wie ein Wasser Spiegel und mit dem schönsten, feinsten Sande bestreut. Als die Dunkelheit hereinbrach, hatten wir einen niedrigen Hügel erreicht, hinter welchem wir unser Nachtlager aufschlugen. Der Sand lag dafelbst etwa fußhoch, so daß wir an dem saunsten Abhange des Hügel ein nicht allzu hartes Lager fanden. Wir schleppten Steine herbei und bauten eine kleine Mauer, welche uns gegen den kalten Morgenwind schützen sollte. Hinter dieser Mauer legten wir uns in den Sand und stellten die Esel mit den Treibern vor uns. Dann wurde das Abendbrod geessen und ein Kaffee gekocht, der leider so stark gerathen war — er war auf arabische Art gebraut — daß er uns fast den Schlaf raubte.

Inzwischen war es dunkle Nacht geworden. Wir streckten uns auf dem Sande aus, legten Revolver und Patronen unter den Kopf und erwarteten den Schlaf. Eine sternenhelle Nacht in der Wüste ist etwas Erhabenes. Von unserm erhöhten Lager hatten wir eine prächtige Aussicht auf die Wüste. Ueberall Hügel und Thäler wie die Wellen des Meeres, alles von demselben gelben Sande überzogen, darüber der dunkle Himmel ohne das geringste Wölckchen, dagegen von Millionen Sternen überfät, welche glänzten, wie sie in nordischen Ländern bei starkem Frost leuchten. Nicht der geringste Laut war zu vernehmen. Gegen 1 Uhr ging der Mond auf, der die gelbe Landschaft in fahles Licht kleidete. Bis dahin war die Temperatur der Luft und des Sandes sehr angenehm gewesen, je mehr wir uns aber dem Morgen näherten, desto kühlter wurde es. Den Schlaf hatten wir die ganze Nacht vergeblich gesucht. Da endlich wurde es im Osten lichter. Wir sprangen auf, nahmen unsere Revolver zur Hand und stiegen auf den Gipfel des Hügel, um den Aufgang der Sonne zu erwarten. Da stieg sie über der arabischen Wüste aus dem rothen Meere empor und warf ihre Strahlen über das Nilthal hinweg, welches noch im Schatten liegen blieb, zu uns. Zwölf Schüsse feuerten wir ab, um sie zu begrüßen, sie, die wir seit Stunden sehnsüchtig erwartet hatten. Ihre belebenden Strahlen riefen die Lebensgeister wieder wach. Eine Stunde nach Sonnenaufgang brachen wir unser Lager ab und marschirten weiter. Wir kamen auf einen langgestreckten Hügel, der sich weit hinzog und reich an Verfeinerungen war. Auf diesem Hügel marschirten wir mehrere Stunden, mußten uns dann aber wieder nach Osten wenden, wenn wir die Pyramiden von Gizah noch am Tage wieder erreichen wollten.

Jetzt begannen die Mühseligkeiten der Tour. Der mitgenommene Wasser-vorrath war aufgezehret; die Sonne brannte glühend heiß. Wir kamen in eine Gegend, wo der Boden aus weißem Kalkstein bestand. Die Reverberation des Lichtes und der Hitze war fürchterlich. Die Esel, welche keinen Tropfen Wasser bekommen hatten, konnten kaum vorwärts; an Reiten war nicht zu denken. So mußten wir zu Fuß noch einen ungefähr fünfstündigen Weg während der Mittagshitze zurücklegen. Die Füße brannten in dem glühenden Sande, die Augen wurden von der Fülle des Lichtes geblendet. Endlich erblickten wir in der Ferne die Spitzen der „großen“ Pyramiden wieder, die uns nun als Wegweiser dienten. Noch war aber mancher Hügel zu übererschreiten und manches Thal zu durchwaten, doch stellte sich jetzt die Spannkraft des Geistes und der Muth wieder her.

Noch aber waren wir nicht zu Hause, ein zweistündiger Ritt stand uns noch bevor. Auch der wurde gemacht, in fast ununterbrochenem Trabe gingen wir auf der uns wohlbekannten Straße dem Nile zu. Die Sandsteinwände des Mokattam-Gebirges erglänzten im röthlichen Schimmer, und hoch an den schlanken Minarets funkelten die Halbmonde, die Symbole des Islam, im Abendhschne. Als wir in die Stadt kamen, drangen wohlbekannte Klänge an unsere Ohren: im nahen Ezbekieh-Garten, einem berühmten Erholungsort, stimmte die ägyptische Regimentsmusik eben das Lied an: „Weißt du, wieviel Sternlein stehen?“ Und die Millionen Sterne, die vom tiefblauen Himmel herableuchteten, sandten uns als Antwort Grüße der ferneren Heimath zu.

## Das Weltende.

Russische Skizze von Wilhelm Goldschmidt.

(Nachdruck verboten.)

Regnerischen Wochen waren heiße Tage gefolgt. Als müsse sie Versäumtes nachholen, brütete die Sonne auf dem durchfeuchteren Boden; üppig stand das hohe Gras. Das gab eine Heuernte, wie sie der Bauer seit Menschengedenken nicht erlebte. Auf die frozenden Felder zog, was Arme

hatte; wie es geschrieben steht, schafften die Mäher im Schweiß ihres Angesichts.

Es ist die Gewohnheit des russischen Bauern, seine Natur, die kein Maß kennt, seine Liebhaberei, Alles so recht aus dem Vollen zu thun. Wer in

